



Sendung vom 5.2.2010, 20.15 Uhr

Max Mannheimer
Zeitzeuge
im Gespräch mit Dr. Sybille Krafft

Krafft: Willkommen im alpha-Forum, zu Gast ist heute Dr. Max Mannheimer. Er ist einer der letzten Zeitzeugen, der über das nationalsozialistische Terrorregime noch aus eigenem Erleben und Erleiden berichten kann. Er hat die Lager von Auschwitz, von Warschau, von Dachau überlebt und wir freuen uns sehr, lieber Max Mannheimer, dass Sie heute bei uns sein können. Herzlich willkommen.

Mannheimer: Ich freue mich natürlich auch. Es ist nicht das erste Mal, dass ich hier im alpha-Forum bin. Wenn mir 1945 jemand gesagt hätte, dass ich an meinem 90. Geburtstag in einem Studio des Bayerischen Fernsehens sitzen und meine Geschichte erzählen würde, dann hätte ich gesagt, das kann nicht sein. 1945 bin ich von Dachau aus durch das zerstörte München gefahren: Nie hätte ich das geglaubt! Das ist irgendwie schon auch ein Wunder.

Krafft: Sie haben ohnehin drei Geburten erlebt, wie Sie das selbst genannt haben, nämlich Ihre eigentliche Geburt am 6. Februar 1920 in der ehemaligen Tschechoslowakei, dann Ihre zweite Geburt bei der Befreiung durch die Amerikaner und Ihre dritte Geburt, als Sie später über das, was Sie erlebt haben, endlich berichten konnten. War diese dritte Geburt für Sie so etwas wie eine Fügung? Oder war das ein bloßer Zufall?

Mannheimer: Es war ein reiner Zufall. Im April 1964 verlor ich meine zweite Frau durch Krebs, im Dezember 1964 hatte ich eine Kieferoperation, und da ich ein bisschen was über Krebs wusste, fragte ich den Assistenzarzt, wie denn der histologische Befund ausgefallen sei. Er sagte mir, er sei im Hinblick auf ein Karzinom negativ ausgefallen und wollte mir dann diesen Befund aus der Stadtpraxis mitbringen – ich lag damals bei den Barmherzigen Brüdern in der Romanstraße in einem sogenannten Belegbett. Diesen negativen – aber für mich natürlich positiven – Befund hat er jedoch drei Mal vergessen mitzubringen. Ich ging daher davon aus, dass es sich dabei um eine sogenannte barmherzige Lüge handelt. Aus diesem Grund war ich der Meinung, dass ich für meine damals 17-jährige Tochter, die das Luisengymnasium besuchte und vor einem Dreivierteljahr die Mutter verloren hatte, etwas aufschreiben sollte. Das war im Jahr 1964.

Krafft: Sie haben sich in Ihren Erinnerungen auch einmal als "weißen Raben" bezeichnet. So heißt auch der Film, der über Sie gerade in den Kinos läuft

und dann auch an Schulen gezeigt werden soll. Ein weißer Rabe ist ja ein sehr ungewöhnliches Geschöpf. Was wollten Sie damit ausdrücken?

Mannheimer: Es ist einfach so, dass es weiße Raben nicht gibt. Mir ist dieser Begriff halt grad so eingefallen damals. Es gibt nämlich nur ganz wenige Auschwitz-Überlebende, die darüber auch sprechen können. Ich bin also ein "seltener Vogel". Ich wusste gar nicht, dass die Regisseurin Carolin Otto diesen Film so nennen wird. Ich habe sie 1988 kennengelernt, als ich am Dachauer Bahnhof eine Scheckkarte von ihr gefunden habe. Sie hat mir tatsächlich überhaupt nicht gesagt, welchen Titel sie ihrem Film geben wird. Sie hat mir auch nicht erlaubt, etwas von dem Film vorher zu sehen – weil sie wusste, dass ich ein großer Meckerer bin, na ja, ein großer Kritiker, wie das wohl heißt. Ich habe ihn also nicht gesehen bis zur Premiere und war dann überrascht, dass dieser Film so gut ankommt.

Krafft: Sie sind für diesen Film ja an viele Stationen Ihres Lebens- und Leidenswegs zurückgekehrt. Wie war das für Sie?

Mannheimer: Ich war ja schon im Jahr 1991 mit Carolin Otto zum ersten Mal wieder in Auschwitz. Für mich war das ganz, ganz schwierig. Denn die Wiederbegegnung mit den Orten, an denen sechs meiner Familienangehörigen ermordet worden sind, ist keine leichte Sache. Ich hatte auch drei Monate später Depressionen deswegen. Das war überhaupt ein Problem in meinem Leben seit damals: Ich hatte sehr viele Depressionen. Der "Höhepunkt" war dabei ein Aufenthalt in einer amerikanischen psychiatrischen Klinik. Meine jetzige Frau ist doch Amerikanerin und ausgelöst wurde diese Depression dadurch, dass ich auf einer Insel in den USA ein Hakenkreuz entdeckt habe. Das war für mich furchtbar, denn ich habe deswegen eine ganz bestimmte Projektion gehabt: Die Amerikaner haben mich befreit, meine Frau ist Amerikanerin, die USA sind eine alte Demokratie und auf einer Insel gerade in den USA, auf der Insel Cuttyhunk, entdeckte ich ein Hakenkreuz. Daraufhin erlebte ich einen Zusammenbruch und war dann in einer psychiatrischen Anstalt, und zwar im Leonhard Morse Mental Hospital in Natick im Südwesten von Boston. Zwei Tage lang war ich schläfrig gemacht worden und am dritten Tag musste ich in Anwesenheit einer Krankenschwester Tabletten schlucken. Ich saß dann, dass die anderen Patienten immer zu einer Art Wäscheschrank gingen. Das tat ich dann auch und sah, dass das eigentlich alles Einzelduschen waren. Obwohl ich nie selbst in dieser Situation gewesen bin, hat mir das Unterbewusstsein in diesem Moment doch einen Streich gespielt: Ich habe zuerst einmal ganz vorsichtig den Wasserhahn aufgemacht, um zu sehen, ob auch tatsächlich Wasser rauskommt. Weil doch in den Gaskammern aus den "Duschköpfen" – denn es waren ja keine richtigen Duschköpfe – das Gas gekommen ist. Beim zweiten Duschen habe ich das wiederholt und beim dritten Mal wusste ich das dann schon. Ich habe dann auch an einer Gruppentherapie teilgenommen und nach zwölf Tagen hat dann ein Dr. Schwartz, ein aus Rumänien stammender Glaubensgenosse, zu mir gesagt: "Mister Mannheimer, now you are o.k. I will give you a letter of recommendation to a very good friend of mine, who exercises in Amsterdam." Ich habe ihm dann geantwortet: "Doctor Schwartz, my name is not Rothschild!" Ich wurde jedenfalls entlassen und kam dann ins Max-Planck-Institut für Psychiatrie in der Kraepelinstraße hier in München zu Professor Wilhelm Feuerlein. Er fragte mich, was denn mein

Problem sei, und ich sagte ihm: "Die politische Situation macht mir Sorgen." Ich wollte einfach nicht mit dem KZ-Trauma ankommen. Er hat mir dann meine Tabletten weggenommen und nach drei Tagen wurde ich entlassen. In den 50er-Jahren hatte ich bereits begonnen zu malen und ich habe ihm daher ein Bild von mir geschenkt. Erst später, bei den Vorträgen, die ich gehalten habe, habe ich dann gemerkt, dass mir das Reden darüber hilft.

Krafft: Das war Ihre dritte Geburt. Lassen Sie uns doch jetzt zu Ihrer ersten Geburt kommen. Sie wurden am 6. Februar 1920 in der ehemaligen Tschechoslowakei in eine jüdische Kaufmannsfamilie hineingeboren.

Mannheimer: Mein Vater war vorher beim Militär gewesen: Er hat sieben Jahre lang Kaiser Franz Joseph als Soldat gedient und war dabei im Ersten Weltkrieg auch drei Jahre lang an der Front gewesen. Ich selbst bin also in der Tschechoslowakei geboren und auch in den Kindergarten gegangen. Dort habe ich nämlich die ersten negativen Erfahrungen gemacht: Ein christliches Kind bekam an Weihnachten ein Schaukelpferd, während ich nur zwei Turner bekam, die über einen Barren rollten. Da habe ich mir schon gedacht: "Das Christkindl hat die Juden nicht gerne!" So habe ich das als Kind gesehen. Es ist ja auch heute noch so, dass viele Christ-Kindl die Juden nicht gerne haben – dabei gibt es doch auch ein paar Nette darunter, oder?

Krafft: Gewiss.

Mannheimer: Ich habe dort anschließend die Volksschule besucht und dann das Gymnasium, allerdings nur zweieinhalb Jahre lang. Ich war einfach faul und wollte kein Latein lernen, weswegen ich auf die Bürgerschule und schließlich auf die Handelsschule gewechselt bin.

Krafft: Damals war das ja das sogenannte Sudetenland. Anfang Oktober 1938 kamen zunächst einmal die deutschen Truppen und besetzten diesen Teil der Tschechoslowakei. In der Nacht vom 9. auf den 10. November gab es dann auch dort die Reichspogromnacht. Die Synagoge an Ihrem Heimatort wurde geschändet und Ihr Vater wurde verhaftet. Danach mussten Sie fliehen und gingen nach Südmähren in den damals noch nicht besetzten Teil des Landes, wo sich aber schon einige Monate später die Verfolgung fortsetzte. Und dennoch haben Sie damals in dieser bedrohlichen Situation geheiratet.

Mannheimer: Ja, weil es geheißen hat, dass Ehepaare zusammenbleiben können. Aus diesem Grund habe ich geheiratet. – Natürlich hat das später nicht gestimmt: Wir durften eben nicht zusammenbleiben. – Ich habe also meine zweite große Liebe geheiratet, denn meine erste große Liebe war im Jahr 1940 ins damalige Palästina gegangen. Und obwohl meine Eltern mich ermutigt hatten, mitzufahren, hatte ich das abgelehnt. Ich war gerade mal 20 Jahre und das Älteste der Kinder meiner Eltern: Ich wollte meine Eltern und meine vier jüngeren Geschwister nicht verlassen.

Krafft: Die Verfolgungen wurden dann immer massiver und ab 1942 gingen die Transporte in vollem Ausmaße in Richtung Osten. Im Januar 1943 hat es dann auch Ihre Familie getroffen: Sie kamen in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar mit Ihrer gesamten Familie an die sogenannte Todesrampe von Auschwitz-Birkenau. Was ist in dieser Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1943 passiert?

Mannheimer: Vorher hatte es ja geheißen, wir kämen in den Osten zum Arbeitseinsatz. Wir haben auch wirklich daran geglaubt. Zwar hatten wir vorher schon gehört, dass Juden in Schwefelgruben zu arbeiten hatten und dass das, weil sie keine Masken trugen, sehr gefährlich sein sollte. Das kam eigentlich der Wahrheit noch am nächsten. Aber bei so einem Massenschicksal ist man irgendwie optimistisch: Man will die dunklen Wolken einfach nicht sehen. Wir fuhren also in der Meinung nach Osten, dass wir zur Arbeit gebraucht werden. Aber bereits unterwegs, also einige Stunden, bevor wir in Auschwitz-Birkenau angekommen sind, sah ich an einer Böschung Häftlinge in zerlumpten Zivilkleidern mit einem Judenstern, und zwar ausnahmsweise auf dem Rücken. Wir warfen ihnen Brot aus dem Fenster zu und sie stürzten sich darauf und stießen sich gegenseitig, um an das Brot zu kommen. Meine Gedanken waren in diesem Moment: "Ist das der Arbeitseinsatz? Werden wir auch so aussehen und handeln?" Um Mitternacht ist der Zug dann mit kreischenden Bremsen stehen geblieben, plötzlich gingen Scheinwerfer an und wir sahen Lastwagen anrollen. Wir sahen Häftlinge in gestreifter Kleidung, wir sahen SS-Uniformen: Wir waren in dieser Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1943 an der Todesrampe von Auschwitz-Birkenau angekommen.

Krafft: Was ist dann in dieser Nacht weiter passiert? Was ist mit Ihnen und mit Ihrer Familie geschehen?

Mannheimer: Zuerst einmal gab es den Befehl: "Alles aussteigen! Alles liegen lassen!" Wir wurden in Fünferreihen aufgestellt und gezählt. Dann hieß es: Frauen auf diese und Männer auf die andere Seite. Frauen mit Kindern mussten auf die Lastwagen aufsteigen und Leute, die nicht mehr so gut zu Fuß sind, können, wie es hieß, auch auf die Lastwagen steigen. Da auf dieser "Reise" auch sehr viele alte Leute und Frauen mit Kindern dabei waren, haben sich die Reihen gelichtet. Nun mussten wir uns erneut, diesmal jedoch Frauen und Männer getrennt, in Fünferreihen aufstellen und traten dann vor einen SS-Obersturmführer, der, wie wir annahmen, Arzt war. Er wurde jedenfalls als Obersturmführer angesprochen, hatte aber natürlich keinen weißen Kittel an und kein Stethoskop um den Hals hängen. Stattdessen trug er eine grüne Uniform mit dem Totenkopfeblem. Wir traten einzeln vor und seine Stimme war ruhig, fast schon zu ruhig. Er fragte nach Alter und Beruf und ob man gesund sei. Einige Antworten konnte ich hören: "Schlossler!" Daraufhin sagte dieser Obersturmführer: "Links!" "Arzt!" "Links!" "Verwalter!" "Rechts!" Ich sah also, wie das gemacht wurde. Das heißt, die jüngeren Leute und diejenigen, die arbeitsfähig waren, kamen auf die linke Seite, d. h. sie blieben am Leben. Dann kam mein Vater an die Reihe. Er war 55 Jahre alt und Hilfsarbeiter und musste auf die rechte Seite, allein schon wegen seines Alters. Dann kam ich und ich sagte: "23 Jahre, Straßenbauarbeiter, gesund!" Man musste dabei auch die Hände vorzeigen. Ich hatte davor in einem Sägewerk gearbeitet und hatte davon sehr schwierige Hände bekommen. Hätte ich keine Schwielen gehabt und hätte trotzdem "Straßenbauarbeiter" gesagt, dann wäre auch ich nach rechts gekommen, denn ein tatsächlicher Schwerarbeiter hat nun einmal Schwielen an den Händen. Die Schwielen haben jedenfalls dazu geführt, dass ich nach links musste. Dann kam mein Bruder Ernst dran: "19 Jahre alt, Installateur, gesund!" "Links!" Auch mein Bruder Edgar kam an die Reihe und musste nach links: "17 Jahre alt, Schuhmacherlehrling, gesund!" Dann habe ich

geschaut, wo denn die Frauen sind, wo meine Mutter ist, wo meine Frau ist, wo meine Schwester ist. Aber es war so ein Durcheinander, dass ich sie nicht gesehen habe. Es war nämlich grundsätzlich so, dass die Judentransporte in der Nacht angekommen sind, damit der Schock für sie groß genug ist und sie sich im Chaos dieser ganz, ganz schnellen Abwicklung nicht orientieren konnten.

Krafft: In dieser Nacht haben Sie jedenfalls einen Teil Ihrer Familie zum letzten Mal gesehen, denn nur zwei Ihrer Brüder kamen auf die "richtige" Seite und gingen mit Ihnen in das Lager. Vater, Mutter, Schwester, Ehefrau, Schwägerin haben Sie nie mehr gesehen. Sie haben diese Szene schon mehr als einmal geschildert und schildern sie auch in Ihrem Buch mit dem Titel "Spätes Tagebuch", das Sie vor zehn Jahren als Taschenbuch veröffentlicht haben. Wie ist das für Sie, wenn Sie diese schreckliche Szene, die über Leben und Tod entschieden hat, wieder und immer wieder erzählen müssen?

Mannheimer: Es ist ja so: Ich bin ein Zeuge der Zeit und kein Ankläger und auch kein Richter. Unter dieser Voraussetzung gehe ich in die Schulen, um die jungen Leute dort vor der Gefahr einer Diktatur zu warnen. Es kommt mir also weniger darauf an, über mein Leid zu klagen, sondern es kommt mir darauf an zu vermitteln, wie eine Diktatur entsteht, wie man eine Diktatur verhindern kann. Wie kann man das machen? Indem man die Demokratie stärkt. Auch wenn die Politiker nicht immer gute Vorbilder sind, kann ich den jungen Menschen gegenüber nur immer wieder Winston Churchill zitieren: "Die Demokratie ist eine schlechte Regierungsform, aber ich kenne keine bessere." Mir kommt es also darauf an, die Menschen für die Demokratie zu mobilisieren. Ich nenne auch immer Beispiele, um die Menschen dazu zu ermutigen, Zivilcourage zu entwickeln, und um zu zeigen, dass es sie auch damals gegeben hat: In Berlin wurden damals 1500 Juden versteckt! Wenn ich damals kein Jude gewesen wäre, weiß ich nicht, ob ich eingedenk der Gefahr, in die ich mich damit begeben hätte, den Mut gehabt hätte, einen Juden zu verstecken. Der Widerstand war nicht so sehr verbreitet, aber klar ist auch, dass dann, wenn eine Diktatur erst einmal etabliert ist, diese Diktatur so etwas Schreckliches ist, dass es sehr viel Mut braucht und dass man wirklich bereit sein muss, ein sehr großes Risiko auf sich zu nehmen, wenn man dann noch Widerstand leisten will. Mir kommt es also darauf an, dass es erst gar nicht so weit kommt, dass es nie wieder so weit kommt.

Krafft: All die Schrecken, die in den Lagern und speziell in Auschwitz passiert sind, kann man in so einem Gespräch wie dem unseren hier selbstverständlich überhaupt nicht angemessen ansprechen: die Kälte, den Hunger, die Todesangst, die Krankheiten, die Schläge, die Strafen. Abgesehen von jener Nacht an der Todesrampe: Was war für Sie die schlimmste Erfahrung von Auschwitz?

Mannheimer: Die schlimmste Erfahrung war eben dieser Verlust meiner Verwandten. Im Augenblick wussten wir allerdings noch nicht, was passiert war. Nachdem wir am nächsten Tag tätowiert worden waren, kamen wir in einen Duschaum, wo ich einen slowakischen Häftling – Tschechisch und Slowakisch sind ähnliche Sprachen, weswegen ich mich mit ihm unterhalten konnte – fragte, was denn mit den alten Leuten, mit den Frauen, mit den Kindern passiert. Da sagte er eiskalt zu mir: "Gehen durch den

Kamin!" Ich dachte zuerst, dass er im Laufe der Zeit im Lager so verroht wäre, dass er uns einfach nur quälen wollte. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass er die Wahrheit sprach. Von unserem Transport mit 1000 Männern, Frauen und Kindern durften nur 155 Männer und 63 Frauen am Leben bleiben. Die anderen waren direkt von der Rampe zur Vergasung gebracht worden.

Krafft: Gab es in all diesem Grauen, in dieser Hölle dennoch Momente, die Mut gemacht haben, die Hoffnung gemacht haben, die Sie nicht ganz an der Menschheit haben verzweifeln lassen?

Mannheimer: Ja, die gab es. In einem Gymnasium im Landkreis München hat mich mal eine Schülerin gefragt: "Gab es auch SS-Leute, die anständig waren?" Ich habe ihr geantwortet: "Ja, in Warschau gab es einen SS-Mann" – dessen Namen ich heute aus Gründen, die Sie bald verstehen werden, nicht mehr nenne – ", der aus Berlin stammte und immer schrecklich brüllte. An einem Sonntag schaute er plötzlich in meine Richtung und rief, ich solle herkommen zu ihm. Ich lief zu ihm hin und sagte: "Häftling 2882 meldet sich zur Stelle!" – Da wir nun zu Lublin gehörten, hatten wir andere Häftlingsnummern bekommen. – Daraufhin sagte er zu mir: "Sagen Sie zu Ihren Kameraden, dass ich nicht freiwillig zur SS gegangen bin, dass ich mit jüdischen Kindern in Berlin aufgewachsen bin, mit ihnen befreundet gewesen bin, dass ich noch nie einen Häftling geschlagen habe und es auch nicht tun werde. Aber ich muss so brüllen, sonst wird man mich für diesen Dienst als ungeeignet ansehen und jemand anderen einteilen." Ich weiß nicht, ob eine Seele hüpfen kann, aber meine Seele scheint gehüpft zu sein, denn für uns war so eine Aussage ein Hoffnungsschimmer, dass nicht in jeder Uniform ein Mörder steckt. Mein Vortrag und die anschließende Diskussion in diesem Gymnasium waren dann zu Ende, als die Geschichtslehrerin mit einem Mädchen kam, das den gleichen Namen trug wie eben dieser SS-Mann aus Berlin. Ich sagte zu dem Mädchen: "Was war dein Opa?" "Aufseher!" "Du kannst stolz darauf sein, so einen Opa gehabt zu haben, er war so menschlich. Lebt er noch?" "Nein, er ist vor zwei Jahren in Würzburg gestorben." Wäre er noch am Leben gewesen, wäre ich am nächsten oder übernächsten Tag nach Würzburg gefahren und hätte ihm für seine menschliche Haltung gedankt. Denn für uns hatte so eine Aussage damals einen enormen Stellenwert: Das war ein Hoffnungsschimmer, das war etwas Außergewöhnliches, so eine Aussage bedeutete uns mehr als ein Stück Brot.

Krafft: Aber leider war das die große Ausnahme. Von Auschwitz-Birkenau ging es also für Sie zuerst nach Warschau und dann von dort ins Konzentrationslager Dachau. Das war im August 1944. Sie kamen dort zunächst in Quarantäne, anschließend wurden Sie ins Außenlager in Kaufering gebracht. Welche Situation haben Sie dort vorgefunden?

Mannheimer: Es war so gewesen, dass die Sowjetarmee immer näher an Warschau herangerückt war. Aus diesem Grund wurden wir am 27. Juli 1944 in Holzpantinen 120 Kilometer weit nach Westen getrieben, wobei es unter uns sehr, sehr große Verluste gab. Dort wurden wir einwaggoniert und nach Dachau gebracht: über 3900 Häftlinge, die vollkommen verlaust waren und die wieder Zivilkleider trugen, denn zwischendurch hatten wir auch gestreifte Uniformen getragen. Mein erster Eindruck war: "Hier kann man überleben!"

Warum? Weil das Lager Dachau intern von politischen Häftlingen geleitet wurde und nicht von Kriminellen wie die Vernichtungslager. Wir wurden zum Duschen geschickt und bekamen wieder gestreifte Uniformen. Anschließend ging es auf den Block 17, einen Quarantäneblock. Die Quarantäne diente immer dazu auszuschließen, dass infektiöse Krankheiten eingeschleppt würden. Nach drei Wochen kam ich dann ins Außenlager Karlsfeld-Allach, wo übrigens der jetzige Papst als 17-Jähriger an der Fliegerabwehrkanone stand. Er hat aber nicht uns beschützen wollen, sondern die dortigen Fabriken von BMW. In diesem Außenlager musste ich verschiedene Arbeiten übernehmen: Zuerst musste ich im BMW-Gelände Schwerarbeit leisten, aber dann bin ich erkrankt und so wurde ich anderen Kommandos unterstellt. Zum Schluss, also im Februar 1945, kam ich dann nach Mettenheim bei Mühldorf, wo ich in einer unterirdischen Flugzeugfabrik arbeitete. Ich bekam jedoch nach einiger Zeit Fleckfieber und wurde deswegen am 26. April 1945 mit der Hilfe meines Bruders in einen Waggon gehoben. Kurz vor dem Tutzingener Bahnhof wurden wir dann von den Amerikanern befreit.

Krafft: Das war dann Ihre zweite Geburt.

Mannheimer: Ja, das war meine zweite Geburt.

Krafft: Wie haben Sie diese zweite Geburt physisch und psychisch erlebt?

Mannheimer: Eine Nacht verbrachten wir noch in diesem Zug, aber am nächsten Tag kamen wir in eine ehemalige Adolf-Hitler-Schule in Feldafing. Man kann sich nicht vorstellen, was es bedeutet, nach 27 Monaten in einem sauberen Bett zu liegen: mit einem Kopfkissen, mit einer Decke! Der mich betreuende Arzt war ein ehemaliger Wehrmachtsarzt, nämlich Dr. Rossipal aus meiner Heimatstadt, der sich dann später in Penzberg niedergelassen hat. Nach vier Wochen, als ich mich gut erholt hatte, habe ich mir geschworen, Deutschland zu verlassen und nie mehr deutschen Boden zu betreten. Ich wollte nicht in einem Land leben, wo Menschen andere Menschen wegen deren Religion oder, wie bei Sinti und Roma, wegen deren Rasse, wie sie das nannten, in Gaskammern stecken.

Krafft: Dann hat Sie aber die Liebe doch in Deutschland gehalten.

Mannheimer: Ja, aber ich nahm zuerst einmal den Zug nach Hause und nahm auch noch einen Brief an die Mutter von Dr. Rossipals Krankenschwester mit. Zu Hause besuchte ich einen tschechischen Fußballfreund, der von einem Südtiroler Obst- und Gemüsehandel als Treuhänder eingesetzt worden war, denn das war früher ein jüdischer Unternehmer gewesen. Dort saß ein junges Fräulein, das ich gleich auf Tschechisch ansprach: "Fräulein, haben Sie Bananen?" Damals gab es selbstverständlich keine Bananen, aber ich hatte eben gleich wieder meinen Humor. Es hat sich dann aber herausgestellt, dass sie eine Deutsche ist, die bereits vor der Besetzung des Sudetenlandes, also vor dem 10. Oktober 1938, auf dem Gymnasium einen jüdischen Professor gegen die Angriffe der Nazischüler verteidigt hatte. Sie hatte auch eine Funktion im Arbeiter-, Turn- und Sportverein innegehabt und war insgesamt auch von ihrer Mutter her sozialdemokratisch geprägt. Diese junge Frau ist dann nach dem Oktober 1938 aus der Schule hinausgeworfen worden. Sie wurde dann als Arbeitsmagd nach Königsberg, also ins heutige Kaliningrad geschickt. Nach einiger Zeit kam sie zurück nach Neutitschein im Sudetenland und wurde

dort dem Südtiroler Obst- und Gemüsehandel als Arbeits- und Bürokraft zugeteilt. In dieser Zeit lernte sie privat Englisch und hat dann britischen Kriegsgefangenen die BBC-Nachrichten und Skizzen über die militärische Lage zugesteckt.

Krafft: In diese Frau haben Sie sich verliebt und mit ihr sind Sie dann auch in Deutschland geblieben. Lange Zeit jedoch konnten Sie über das, was Ihnen geschehen war, nicht sprechen. Was hat dann Ihr Schweigen gebrochen?

Mannheimer: Das war reiner Zufall. Diese 1964 von mir niedergeschriebenen Erinnerungen wurden 1985 in den "Dachauer Heften" veröffentlicht, woraufhin ich die erste Einladung zu einem Vortrag bekam und von da an ging es weiter und weiter und heute bin ich nun schon fast 24 Jahre unterwegs, um eben die Menschen vor der Gefahr einer Diktatur zu warnen, denn das ist wirklich mein Hauptanliegen.

Krafft: Sie haben in der Zwischenzeit unermüdlich und mit ungeheurer Kraft ganzen Legionen von Schülern von Ihren Erinnerungen berichtet. Welche Erfahrungen haben Sie denn mit der jungen Generation in Deutschland gemacht?

Mannheimer: Sehr positive Erfahrungen! Es hat ja früher geheißen, nach 50 Jahren würde es eine Zäsur geben und das Interesse würde nachlassen. Das Gegenteil ist der Fall: Die heutige Jugend möchte gerne wissen, warum die eigenen Urgroßeltern einem solchen Massenverbrecher so lange die Treue halten konnten. Wenn man in der Demokratie aufwächst, kann man so etwas gar nicht verstehen. Das ist das Positive. Natürlich ist mein Bild etwas schief, denn ich gehe ja nur dorthin, wohin ich eingeladen werde. Ich weiß also nicht, wie viel Bedarf an Aufklärung es sonst noch gibt. Aber Gott sei Dank ist es so, dass die Medien und auch die Zeitungen so viel über diese Zeit anbieten, dass die nötigen Informationen immer abrufbar sind. Wenn sich jemand dafür nicht interessiert, dann kann man ihn dazu ja nicht zwingen. Es gibt eben auch noch andere Themen als die Geschichte des Nationalsozialismus.

Krafft: Mit jungen Menschen haben Sie also gute Erfahrungen gemacht. Wie sieht es denn mit der normalen deutschen Bevölkerung aus? Wie war das unmittelbar nach dem Krieg? Was haben Sie da erlebt? Hat sich in den Jahren danach dann etwas verändert? Wie ist heute der Umgang mit Ihrer Person und jener Zeit?

Mannheimer: Ich habe damals die Allgemeinheit gemieden. Meine verstorbene Frau war unter dem damaligen Oberbürgermeister Thomas Wimmer in den Jahren von 1952 bis 1960 sozialdemokratische Stadträtin in München. Kurz danach wurde dann ja Hans-Jochen Vogel Oberbürgermeister in München. Ich habe mich damals nur in diesen Kreisen und in jüdischen Kreisen bewegt. Ich arbeitete in jüdischen Institutionen und auch bei einer Zeitung und ansonsten habe ich mich eher selbst isoliert. Im Nachlass meiner verstorbenen Frau fand ich die Bemerkung, dass ich mir ein selbst gebautes Getto erschaffen hätte. Das heißt, das war natürlich ein Schutzwall und kein Getto. Wenn ich damals mit jemandem ins Gespräch gekommen bin, habe ich sofort gesagt, dass ich Jude bin. Ich wollte nämlich definitiv nichts Antisemitisches hören. Das war vielleicht ein etwas eigenartiges Verhalten, aber so war es eben. Natürlich bekomme ich heute auch Briefe aufgrund meiner Arbeit in der Öffentlichkeit, denn ich bin ja

mittlerweile doch recht bekannt geworden. In einem der schlimmsten Briefe stand einmal: "Du humpelnder Jude!" Das bezog sich darauf, dass ich damals für das Bayerische Fernsehen in Dachau über den Schotter gegangen bin. "Hat man vergessen, dich zu vergasen?" Solche Briefe muss ich natürlich vor meiner Frau verstecken, denn sie würde dann zu mir sagen: "Warum machst du das? Warum gehst du so in die Öffentlichkeit?" Aber es ist eben so: Damit muss man einfach rechnen.

Krafft: Sie haben einmal Ihre Erinnerungsarbeit als Therapie bezeichnet, genauso wie das Malen, das Sie bereits in den 50er Jahren angefangen haben. Gibt es überhaupt eine Heilung in dieser Sache?

Mannheimer: Es war so: Ich konnte die Vergangenheit z. B. im Kino vergessen. Als dann aber die Filme nicht mehr gut genug waren, habe ich anfangen zu malen. Ich hatte überhaupt kein Talent zum Malen. In der Schule hatte ich einmal einen Apfel malen sollen. Der Professor – bei uns nannte man die Lehrer auf dem Gymnasium, so wie in Österreich, "Professor" – sah mein Bild und meinte: "Das sieht ja aus wie ein Kürbis!" Ich habe dann in den 50er Jahren zunächst mit naturalistischer Malerei begonnen. 1958 wurden dann der Nachlass von Wassily Kandinsky und auch die Bilder von Gabriele Münter der Stadt München geschenkt und ausgestellt. Meiner Frau, die damals im Kulturausschuss saß, habe ich dann gesagt: "Ich glaube, ich muss jetzt auch abstrakt malen." Seitdem male ich abstrakt. Demnächst werde ich sogar zwei Ausstellungen haben: eine am 9. Februar in Dachau und eine sogar noch davor in Ottobrunn. Ich bin ein Schnellmaler, ich nehme Farbe und fange an. Wie ich das mache, kann jeder sehen in dem Film "Der weiße Rabe" von Carolin Otto. Ich gieße Farbe auf die Leinwand und bewege sie dann hin und her. Das kann eigentlich jeder so machen. Eine kanadische Journalistin hat mich mal gefragt: "Do you use sometimes a brush?" Ich habe ihr geantwortet: "Certainly, for the signature!" Das kann also jeder nachmachen, das ist kein Geheimnis und ich gebe gerne Unterricht, wenn jemand gerne malen, aber dafür nicht an der Akademie studieren möchte. Innerhalb von zwei Stunden kann ich ihm oder ihr kostenlos alle Geheimnisse dieser Art von Malerei verraten.

Krafft: Aber Sie signieren Ihre Bilder nicht mit "Max Mannheimer".

Mannheimer: Nein, ich signiere sie mit "ben jakov", denn mein hebräischer Name ist Moshe Ben Jakov, Moses, Sohn des Jakob. Aber weil es in Israel einen berühmten Bildhauer mit diesem Namen gibt, verwende ich nur "ben jakov". Übrigens hat ja auch Pablo Picasso immer nur mit "Picasso" signiert und nie mit "Pablo Picasso" – ich hoffe, man versteht meinen diesbezüglichen Humor. Aber ich muss Ihnen unbedingt noch eine Geschichte erzählen, die mir in dem Zusammenhang gerade einfällt. Ich bin einmal vom Goethe-Institut nach Barcelona eingeladen worden – das "c" im Namen dieser Stadt muss man übrigens lispeln, wenn man ihn richtig aussprechen will. Ich war dort an zwei Schulen, in der jüdischen Gemeinde, gab einige Interviews usw. Dabei kam mir folgende Überlegung. Wenn Isabella von Kastilien damals im Jahr 1492 meine Vorfahren davon hätte überzeugen können, katholisch zu werden, wäre ich vielleicht ein berühmter Torero geworden, die Frauen wären mir zu Füßen gelegen und würden mir zujubeln. Aber andererseits hätte ich auch von einem Stier auf die Hörner genommen werden können – und das ohne Narkose, das tut bestimmt ziemlich weh.

So bin ich froh, dass meine Vorfahren jüdisch geblieben sind, nach Mannheim gekommen sind und sich diesen Familiennamen gekauft haben. Denn sonst könnte ich nicht heute an meinem 90. Geburtstag hier im Studio des Bayerischen Rundfunks sitzen und meine Geschichte erzählen. Denn tote Toreros sprechen nicht mehr.

Krafft: Welche Rolle hat denn überhaupt die Religion in Ihrem Leben gespielt? Sind Sie in Ihrer Familie religiös aufgewachsen?

Mannheimer: Meine Mutter war sehr religiös, mein Vater weniger. Ich selbst bin nicht religiös und habe in meinem Buch sogar geschrieben: "Ich habe den Glauben an Gott verloren." Aber ich habe so wie als Kind auch im Lager immer mit einer Hand auf dem Kopf gebetet: "Schma Jisrael Adonai Elohenu Adonai Echad..." Denn sicher ist sicher. Ich habe also einerseits den Glauben verloren und andererseits gebetet. Wenn also jemand unsicher ist, soll er beides tun.

Krafft: Sie haben einmal gesagt: "Glücklich sind diejenigen Menschen, die vergessen können." Für uns ist es ein großes Glück, dass Sie nicht vergessen konnten und dass Sie immer noch Zeugnis ablegen.

Mannheimer: Es ist ja so, dass es nicht kontrollierbar ist, was man alles vergessen hat. Aber ich muss zugeben, dass ich ein wirklich enormes Detailgedächtnis habe. Als ich mit Carolin Otto, der Regisseurin des "Weißen Raben" 1991 nach Auschwitz kam, war alles wieder da: das Optische und das Akustische. Ich bin da irgendwie ganz besonders gepolt: Alles ist da! Hätte ich das alles vergessen können, hätte ich wohl auch keine psychischen Probleme gehabt.

Krafft: Gibt es auch Erfahrungen und Erinnerungen aus Ihrer Zeit in den Konzentrationslagern, die Sie gerne bewahren? Zum Beispiel Erinnerungen an Solidarität unter Häftlingen?

Mannheimer: Ja, es gab eine Sache, die wirklich sehr bewegend war. Als unser Bruder Ernst nach fünf Wochen Schüttelfrost und Lungenentzündung bekam, hat der Mithäftling Josef Brammer, der aus der tschechischen Stadt Ungarisch Brod kam und den wir daher seit 1939 kannten, seine warme Jacke – denn wir hatten ja nur unsere Zivilkleider, also trotz der Kälte keine Mäntel, keine Schals, keine Pullover usw. – ausgezogen und sie dem Ernst gegeben. Statt dieser warmen Jacke hat er ein dünnes Jackett in Kauf genommen. Das hat mich sehr, sehr bewegt. In meinem kleinen Büchlein habe ich geschrieben: "Ich hätte das damals für einen Freund nicht gemacht." Ja, das war eine Sache, die mich sehr beeindruckt hat. Auch Josef Brammer hat Gott sei Dank überlebt. Als er das erste Mal nach Deutschland kam, kam bei mir diese Erinnerung ganz stark zurück: erstens diese gute Tat und zweitens der Tod unseres Bruders Ernst. Unser Bruder Ernst war ja Installateur gewesen und hatte dann in der Landwirtschaft gearbeitet. In Birkenau trank er wie wir alle von diesem nicht trinkbaren Wasser. Er jedoch bekam davon Durchfall, Lungenentzündung und Schüttelfrost. Nach fünf Wochen wurde er daher weggeholt von uns und starb. Die Selektion an der Rampe und dieser 7. März 1943, das waren für mich die schrecklichsten Momente. Die Solidarität, die Josef Brammer damals gezeigt hat, hat mich sehr beeindruckt und beschäftigt mich eigentlich bis heute. Es gab also sehr viel Solidarität unter den Häftlingen. Aber es gab auch Sachen, die ich noch kurz davor für unmöglich gehalten hätte. Ich bin ja bekanntermaßen nicht in

Windsor Castle geboren, sondern im Nebenraum eines Wirtshauses und hatte dennoch den Tick entwickelt, Wasser nur aus einem Glas und nicht aus einer Tasse trinken zu können. Nach wenigen Wochen in Birkenau habe ich jedoch sogar um Kartoffelschalen gebettelt, ich habe sie sauber gemacht, wenn ich sie im Schlamm gefunden habe, und sie mir in den Mund gesteckt. Vier Wochen nach unserer Einlieferung sind Roma nach Birkenau gekommen. Mit Roma hatte ich zusammen im Sägewerk gearbeitet, wobei mir einer von ihnen gesagt hatte: "Ihr Juden kommt alle nach Auschwitz!" "Woher weißt du das?", habe ich ihn gefragt. "Aber wenn du recht hast, dann sehen wir uns dort vielleicht." Dieser Roma kam dann mit seiner Familie, also mit seinen Kindern ebenfalls nach Birkenau. Sie lebten uns gegenüber, man musste nur über die Straße gehen, denn es war kein Zaun dazwischen. Eines Tages ging ich zu ihm und fragte ihn: "Hast du etwas Brot für mich?" Er antwortete mir: "Greif in meine Tasche!" Das, was ich dort fand, waren aber nicht einmal Brotkrumen, sondern das waren nur noch Brösel, vermischt mit all dem Schmutz. Trotzdem habe ich mir das in den Mund gestopft! Das heißt, ich hatte eine Angstpsychose entwickelt, nicht zu überleben. Aus heutiger Sicht sind solche Verhaltensweisen möglicherweise unverständlich, aber so war es.

Krafft: Sie feiern jetzt Ihren 90. Geburtstag. Können Sie sich denn noch an Ihren ersten Geburtstag in Gefangenschaft erinnern? Damals wurden Sie 23 Jahre alt.

Mannheimer: Diese Zeit des ersten Geburtstags von mir im Lager beschreibe ich ja in meinen Erinnerungen ganz genau. Wir sind zum Duschen geschickt worden und mussten nachher antreten und draußen in der Kälte stehen bleiben. Das war, wie ich in meinem Buch beschreibe, ein Aussieben, das war einfach ein Härtetest: Sie wollten schauen, wer das überlebt. Man darf nicht vergessen, dass wir da schon sechs Wochen ohne Winterkleidung im Lager gewesen waren. In den Pferdeställen, in denen wir wohnten, durften wir uns tagsüber nicht aufhalten, sondern nur nachts. Das war so furchtbar, dass man das gar nicht beschreiben kann. Unsere guten Schuhe waren uns in der ersten Nacht von den alten Häftlingen weggenommen worden: Wir hatten stattdessen ausgetretene, dünne Schuhe bekommen. Ein Häftling hat dann aber, als die holländischen Juden kamen und bunte Decken mitbrachten, eine solche Decke zerschnitten und sich Fußlappen daraus gemacht. Aber der Lagerälteste hat das gesehen und sagte: "Einer für alle, alle für einen!" Das hieß, wir mussten antreten und mussten dann mehrere Stunden stehen. Ich glaube, das war an einem meiner Geburtstage im Lager. Wir hatten blecherne, Dreiviertelliter große Trinkgefäße – in Bayern sagt man dazu "Haferl". Wenn wir in die Hocke gehen mussten, versuchten wir, uns auf diese Haferl zu setzen. Aber wenn wir erwischt wurden, wurden wir geschlagen. Bei diesen Strafappellen sind immer wieder einige Leute umgekippt und erfroren. Beim Zählappell wurden dann die Toten neben uns hingelegt und mitgezählt. Man kann sich das heute überhaupt nicht vorstellen, so unvorstellbar, so unbeschreiblich war das.

Krafft: Damals haben Sie sich nicht vorstellen können, überhaupt Ihren 30. Geburtstag zu erleben.

Mannheimer: Ja, das stimmt. Nach dem Krieg habe ich gesagt: "Wenn ich 40 Jahre alt werde, bin ich zufrieden!" Jetzt bin ich 90 und ich habe noch immer Termine. Man fragt mich oft, ob ich ein praktizierender Jude bin. Ich sage darauf immer: "Nein, ich bin ein sündiger Jude. Ich fahre z. B. am Sabbat Auto." Früher habe ich am Sabbat auch Führungen gemacht. Das kann ich heute nicht mehr machen wegen meiner zwei neuen Kniegelenke und meiner einen neuen Hüfte. Was mache ich heute also noch? Ich erzähle die Geschichte des jüdischen Volkes während der Zeit des Nationalsozialismus. Und wenn der Allmächtige damit nicht mehr zufrieden ist, wird er mir schon ein Zeichen geben. Aber bisher lässt er mich mit 90 Jahren herumreisen wie einen jungen Menschen. Er hat mir sogar meinen Humor zurückgegeben, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Das ist also eine etwas andere Art von Religiosität. Natürlich kann man einwenden, dass das eine faule Ausrede ist, aber ich hätte einfach gar keine Zeit, in die Synagoge zu gehen. Denn das ist eine strenge und zeitintensive Religion, wenn man sie ernst nimmt. Ich müsste also irgendwann bei einem Termin in der Schule zum Lehrer sagen: "Entschuldigen Sie, Herr Oberstudienrat, aber ich muss jetzt abbrechen, denn ich muss in die Synagoge!" Ich glaube, es ist doch wichtiger, einen Vortrag über diese Zeit zu halten: ohne Hass, ohne Vorurteile, ohne Vorwürfe. Damit die Jugend etwas über diese Zeit erfährt, und zwar aus erster Hand. Napoleon und Cäsar können ja nicht mehr eingeladen werden, aber ich bin noch da.

Krafft: Es ist sehr, sehr gut, dass Sie da sind und die Kraft haben, diese Last der Erinnerung immer wieder auf sich zu nehmen. Dass Sie auch in diesem Gespräch hier die Last der Erinnerung auf sich genommen haben, dafür bedanken wir uns sehr bei Ihnen, lieber Max Mannheimer.

Mannheimer: Ich danke für Ihre Einladung. Das ist eigentlich der Sender, in dem ich am häufigsten gewesen bin. Ich wünsche auch Ihnen viel Erfolg in Ihrer aufklärerischen Arbeit, denn dafür bin ich dankbar.

Krafft: Ich danke Ihnen. Verehrte Zuschauer, das war ein alpha-Forum mit dem Zeitzeugen Dr. Max Mannheimer.